

Ernő Kulcsár Szabó (Hg.): *Geschichte der ungarischen Literatur. Eine historisch-poetologische Darstellung.* Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2013, 742 S.

Ungarn hatte in der deutschsprachigen Literaturgeschichte immer schon einen schweren Stand. Bereits 1622 beklagte Martin Opitz, den es an Gábor Bethlens siebenbürgische Akademie verschlagen hatte, »diese[n] wilden Orth, da niemals keine Gunst/Gewesen, noch seyn wird zu einer freyen Kunst«. Und Johann Gottlob Herder prognostizierte in seinen *Ideen zur Geschichte der Menschheit* 1791 bekanntlich nicht nur der ungarischen Kunst, sondern dem Ungarischen an sich den baldigen Untergang: »Da sind sie jetzt unter Slawen, Deutschen, Wlachen und andern Völkern der geringere Teil der Landeseinwohner, und nach Jahrhunderten wird man vielleicht ihre Sprache kaum finden.«

Weniger, dass es eine ungarische Literaturgeschichte dennoch gegeben hat, ist im Rückblick an diesen Urteilen bemerkenswert, sondern vielmehr, dass diese Geschichte sich just in Zeitraum zu emanzipieren beginnt, der zwischen beiden Äußerungen liegt – und das durchaus mit Erfolg: Spätestens an der Wende zum 20. Jahrhundert haben die Werke ungarischer Autoren weltliterarischen Status erlangt, und sie erfreuen sich bis heute – verbunden mit Namen wie denjenigen des Friedenspreisträgers Péter Esterházy, des Nobelpreisträgers Imre Kertész, aber auch Péter Nádas oder (postum) Sándor Márai, internationaler Bekanntheit und Beliebtheit. Dennoch sind Opitz' Bild vom wilden Ungarn und Herders Diagnose, das Ungarische sei eine von den indogermanischen Nachbaridiomen isolierte Sprache, zum topischen Bestandteil des Selbstverständnisses ungarischer Literatur geworden, die im Unterschied zur spanischen, französischen, englischen, deutschen oder russischen weit weniger übersetzt und verbreitet ist, so dass es tatsächlich scheinen mag, man könne sie »kaum finden« – geschweige denn lesen.

Dieser Eindruck ist nicht zuletzt darin begründet, dass analog zum späten Emanzipationsprozess einer eigenständigen ungarischen Literatur auch das Projekt ihrer Geschichtsschreibung vergleichsweise jung ist: Erst 1934 publizierte der nachmals in einem ungarischen Konzentrationslager ermordete Antal Szerb seine bis heute legendäre *Magyar Irodalomtörténet*, in der er den erwähnten Isolationstopos ganz im Sinne des damaligen Regimes (das ihn zugleich als Juden diskriminierte) in die These von der Einzigartigkeit der ungarischen Kultur wendete. In den 1960er Jahren erschienen die sechs Bände der Magyar Tudományos Akadémia, die heute als Volltext im Internet zugänglich sind, sowie zur gleichen Zeit eine erste deutschsprachige Darstellung der Literaturwissenschaftler Tibor Klaniczay, József Szauder und Miklós Szabolcsi. Letztere wird nun abgelöst durch den umfangreichen Abriss, den Ernő Kulcsár Szabó mit Unterstützung von insgesamt acht Koautoren im namhaften de Gruyter-Verlag vorgelegt hat.

Man wird vorausschicken dürfen, dass gerade eine solche nicht-ungarischsprachige Literaturgeschichte den Mythos von der Isolation der Sprache auf Anhieb zu relativieren vermag: Zwar entfalten die insgesamt neun Kapitel des Bandes von der älteren ungarischen Literatur über Klassizismus, Romantik und Moderne bis zum Drama des 20. Jahrhunderts das Dilemma zwischen Eigenständigkeit und Anschlussfähigkeit als Grundkonstante der Evolution des ungarischen Literatursystems. Die Darstellung dieser Konstante aber leistet eine durchweg gründliche und nachvollziehbare Vermittlungsarbeit, die sich gezielt an den deutschen Leser mit geringen Vorkenntnissen wendet, ohne dabei die ästhetische Komplexität des Gegenstands oder den Stand der historiographischen Methodik auch nur im geringsten zu herabzumindern. Verlag, Herausgeber und Autoren haben damit eine erhebliche Lücke für die komparatistische Forschung im deutschsprachigen Raum geschlossen.

Dass die *Geschichte der ungarischen Literatur* zugleich aber auch für die Diskussion in Ungarn relevant ist, liegt an dem methodischen Anspruch, den der Untertitel des Buchs artikuliert und das Vorwort erläutert: Eine »historische poetologische Darstellung« geht demnach von einer spezifischen Konstellation zwischen der »literarischen Sprachverwendung« und »historischen Kulturtechniken« (d. h. vor allem Medien) aus, anhand derer sich geschichtlicher

Wandel als poetologischer Umbruch und umgekehrt lesen lässt (S. XI). Vor allem aber betont Kulcsár Szabó, dass nun, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, »möglicherweise zum ersten Mal ein systematisches Bild von der Geschichte der ungarischen Literatur vermittelt [wird], das von ideologischen und kulturellen Verzerrungen frei ist« (ebd.) – was weder für die genannten Vorläufer aus den 1930er noch diejenigen aus den 1960er Jahren behauptet werden kann. Im Unterschied zu deren wahlweise ästhetizistischen oder sozialdeterministischen Literaturbegriff versteht Kulcsár Szabó seinen Ansatz als wirkungsgeschichtlichen und d. h. als einen, der auch und gerade den standortabhängigen Wandel des Literaturbegriffs, eingeschlossen die Relativität des eigenen Blickwinkels, an die Stelle ›der Geschichte‹ ›der Literatur‹ treten lässt – also in eben dem Sinne, in dem bereits Hans-Ulrich Gumbrecht 1990 ausdrücklich nur *eine* Geschichte der spanischen Literatur publiziert hat, zugleich aber auch in Abgrenzung von all denjenigen neuhistorischen Ansätzen der jüngeren Literaturgeschichte, »welche die Archivierung zu einer ›horizontunabhängigen‹ Spurensicherung erklärt« (S. XIII).

Am überzeugendsten wird diese Absage gegenüber sowohl begrifflichen als auch positivistischen Essentialisierungen an den Stellen umgesetzt, an denen die Überblicksbeiträge des Bandes neben ›Literatur‹ und ›Geschichte‹ auch die dritte Titulkategorie, das ›Ungarische‹, relativieren: Die ungarische Literatur ist zu keiner Zeit eine bloß ungarische, sondern konstituiert sich stets in Abgrenzung zu Anderem: Zunächst gegenüber dem Latein, das die Sprache der mittelalterlichen Geschichtsschreiber der *Gesta Hungarorum*, aber auch der humanistischen Gelehrtenliteratur eines Janus Pannonius gewesen ist, die im ersten Kapitel von Péter Ötvös in Bezug zu den altungarischen Zeugnissen religiöser Dichtung einerseits, dem beginnenden Einsatz des Ungarischen als Dichtungssprache bei Bálint Balassi im 16. und Miklós Zrínyi im 17. Jahrhundert gestellt werden. Entscheidend für diesen Zeitraum ist aber insbesondere das Zusammentreffen der türkischen Invasion von Osten und dem Einfluss des Protestantismus vom Westen her: Als Topos, demzufolge die osmanische Herrschaft die Buße für Ungarns Abfall vom wahren Glauben sei, prägt diese historische Simultaneität das Selbstbild eines an Fremdbestimmung leidenden Volks, das sich über Ferenc Kölcseys *Hymnus* und das Trauma der verlorenen Freiheitskämpfe

1848 und 1956 bis zu den politischen Debatten der Gegenwart verfolgen lässt.

Die zweite Abgrenzung, durch die sich die ungarische Literatur konstituiert, erfolgt während des Klassizismus und Neoklassizismus, die István Virágh und Pál Varga in den beiden Folgekapiteln umreißen – eine Abgrenzung, die in enger Anlehnung an die französischen und deutschen Vorläufer erfolgt, die auch intensiv übersetzt werden, sich aber mit Kazinczy und Csokonai zugleich ganz in den Dienst der Spracherneuerung stellt, die Sprachexperimente nicht ausschließt. Im 19. Jahrhundert gelingt es Ungarn mit Kölcsey und Petőfi auf dem Gebiet der Lyrik, Katona und Madách auf dem des Theaters sowie Jókais und Mikszáths Romanen an die Tendenzen der übrigen europäischen Literaturen anzuschließen, so dass sich Romantik, Vormärz, Realismus und Naturalismus ohne weiteres identifizieren lassen. Vörösmarty's Bestreben, mit *Zalán Futása* das fehlende Nationalepos mit romantischer Subjektivität zu verbinden oder die Umsetzung der Forderung nach einem genuin ungarischen Volkstons in Petőfis revolutionären Gedichten markieren aber weiter die Besonderheiten der jeweiligen Epochenästhetiken in Ungarn.

In ihnen spiegelt sich auch die dritte Spannung, die die ungarische Literaturgeschichte prägt, und die sich insbesondere durch die Entwicklung eines modernen Zeitschriften- und Massenbuchmarkts und die Konkurrenz neuer Medien als Spannung (mitunter aber auch genuin ungarischer Kopplung) von liberaler Modernisierung und nationalistischer Ideologie fassen lässt, wie sie Gegenstand der Kapitel zur »Wende zur Moderne« von György Eisemann, zur »Ästhetischen Sprache« von Csongor Lőrincz sowie zur »Materialisierung der Sprache« von Zoltán Kékesi sind. Es ist zugleich eine Spannung zwischen der Behauptung einer eigenständigen, östlich-asiatischen Herkunft und dem dezidierten Anschluss an den Westen, der titelgebend für die maßgebliche ungarische Literaturzeitschrift nach 1900, *Nyugat*, ist, die Lőrincz in einer neuerlichen Wendung der spezifisch ungarischen Vereinigung von Gegensätzen als »Erbe des 19. Jahrhunderts wie Platzhalter der Moderne« bezeichnet (S. 303). Die besondere Leistung der Überblicksdarstellungen besteht aber gerade darin, keine ideologiegeschichtlichen Schemata fortzuschreiben, sondern die ungarische Literaturgeschichte conse-

quent anhand des umgreifenden »Strukturwandels der literarischen Öffentlichkeit« (S. 174) zu entfalten.

Auf diese Weise weist im sechsten Kapitel auch der Herausgeber auf weitere zentrale Zeitschriftenprojekte nach dem Niederschlag der Räterepublik 1919 und die engagierte Literaturtheorie von Lajos Kassák hin. Die diversen avantgardistischen Strömungen, die zuvor bereits durch Endre Ady und Mihály Babits in die ungarische Literatur Einzug gehalten hatten, bilden dergestalt einen deutlichen Schwerpunkt innerhalb der vorliegenden Darstellung. Sie ist nicht nur mit besonderem Gewinn zu lesen, weil sie konsequent vom Wandel subjektiver Wahrnehmungsmuster im Spiegel medialer Umbrüche her argumentiert, sondern vor allem die zuletzt auch im deutschsprachigen Raum wieder intensiv geführte Debatte über die Relation »zwischen gesellschaftlicher und künstlerischer Moderne« (S. 294) weiter differenziert.

Es ist im vorliegenden Rahmen nicht möglich, alle diese Differenzierungen zu entfalten. Diejenige Besonderheit der ungarischen Literaturgeschichte aber, die im Vergleich zu den übrigen europäischen Literaturen besonders hervorsticht, ist der Stellenwert, den die Lyrik bis weit ins 20. Jahrhundert hinein behaupten kann. Für die englische und französische sowie in der Folge auch für die deutsche Literatur lässt sich schon im 18. und 19. Jahrhundert eine Tendenz zur Prosa beobachten, die Hegel zufolge derjenigen »der Verhältnisse« entspricht. Nicht so in Ungarn, wo nicht nur die – vergleichsweise lange – romantische Periode von Vörösmarty bis Arany, sondern auch und gerade die Moderne bei Ady, Babits und József im Medium des Gedichts gestaltet wird. Natürlich gibt es hierzu in den Nachbarliteraturen mit Baudelaire, Rilke, Elliot oder Neruda Parallelen. Dennoch drängt sich nach Lektüre der *Geschichte der ungarischen Literatur* der Eindruck auf, letztere sei ein besonders lohnender Prüfstein für die zentrale Frage, die sich Walter Benjamin zufolge in der literarischen Moderne »anmelde«: »wie lyrische Dichtung in einer Erfahrung fundiert sein könne, der das Chockerlebnis zur Norm geworden ist«. Die Antworten, die die Literaturgeschichte bietet, greifen allerdings weiter zurück – beginnend mit der Strukturierung des Ungarischen durch Silbenlängen (im Unterschied zum Ungarnskeptiker Opitz für das Deutsche festgestellten Betonungswechsel), die die Adaption antiker Gattungen erlaubt, bis zum

äußerst dauerhaften Festhalten am romantischen Prinzip des Volkslieds.

Kapitel zu Prosa (Péter Szirák), Lyrik (Kulcsár Szabo) und Drama (Gabriella Kiss) in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschließen den Band. Trotz des auch hier wieder umfassenden und klar erläuterten Überblicks über die Phasen ungarischer Literaturgeschichte und deren zum Teil theoretisch überaus anspruchsvoller Analyse lösen die einzelnen Kapitel des Kompendiums selbstredend nicht alle die methodologischen Vorgaben des Vorworts ein. Mitunter – etwa wenn von der »moralischen Reinheit« und »Sinnhaftigkeit des Blutopfers des Freiheitskampfs« (S. 205) die Rede ist, meint man sich wieder in Welt von Antal Szerb zurückversetzt, und oftmals dominieren trotz der gegenläufigen Ankündigung des Vorworts Einzelautorenporträts die Epochendarstellungen – sehr zum Gewinn des Lesers allerdings, der sich den fälligen Überblick über den ungarischen Kanon überdies anhand ausgewählter »Biogramme« am Ende des Bandes verschaffen kann. Das vollständige Fehlen weiblicher Autorinnen legt dieser Überblick allerdings besonders schonungslos offen – was Anlass zu einer entsprechenden Reflexion hätte geben müssen: Dass die vielbeschworene Subjektivität und Medialität der Wahrnehmung in Ungarn eine ausschließlich männliche gewesen zu sein scheint (obgleich zumindest auf dem Gebiet der Unterhaltungsliteratur durchaus auch ungarische Autorinnen wie etwa die Kossuth- sowie bezeichnenderweise Femina-Preisträgerin Magda Szabó Karriere gemacht haben), ist an keiner Stelle Gegenstand der Darstellung.

Der Ertrag ihrer medienhistorischen Befunde bleibt davon freilich unbeeinträchtigt. Genauer würde der Leser allenfalls nachvollziehen wollen, in welchem Verhältnis sie zu dem hermeneutischen Bekenntnis des Vorworts stehen. Viel früher als im deutschsprachigen Raum scheint die ungarische Literaturgeschichtsschreibung die medialen Bedingungen der Dichtung erkannt zu haben – allen voran durch Tivadar Thienemanns *Irodalomtörténeti alapfogalmak* (1926–28), auf die die Einzelkapitel immer wieder rekurrieren. Steht die Materialität der Medien aber nicht im Gegensatz zu ihrer hermeneutischen Durchdringung? Kulcsár Szabó hat diese Frage an anderer Stelle – in seinem Beitrag zu dem bereits 2003 gemeinsam mit Péter Szirák herausgegebenen Sammelband *Történelem Kultúra*

Medialitás – beantwortet, indem er just das mediale Apriori literarischer Kommunikation als historische Voraussetzung ihres verstehenden Nachvollzugs konstruiert. Diese für die nach wie vor von ideologischen Scharmützeln geprägte deutschsprachige Debatte überaus hilfreiche Durchtrennung des gordischen Knotens moderner Literaturtheorie hätte es verdient gehabt, auch im vorliegenden Zusammenhang ausführlicher entfaltet und in den einzelnen Kapiteln häufiger und expliziter aufgegriffen zu werden.

Was hingegen den Servicecharakter des Bandes angeht, so bietet er in Gestalt einer Zeittafel zur ungarischen Geschichte, einer ausführlichen Bibliographie ungarischer Literatur in deutscher Übersetzung sowie eines umfänglichen Registers weitere wertvolle Orientierungshilfen. Kleinere Lücken – etwa die Übersetzung des »ungarischen National-Epos« *Zalans Flucht*, die Georg Koszka 1900 mit einem emphatischen Vorwort zur Relevanz des Werks für deutsche Leser in Halle vorgelegt hat oder das Werk des in Köln lebenden Autors Péter Farkas, dessen Liebesgeschichte eines dementen Paares unter dem Titel *Acht Minuten* auf Deutsch vorliegt – sind auch im Rahmen eines so umfassend angelegten Bandes wahrscheinlich unumgänglich.

Sie schmälern seinen Stellenwert als Standardwerk und Ausweis des aktuellen Stands der literatur-, kultur- und medientheoretischen Debatte in Ungarn daher auf keine Weise. Die ungarische Sprache und ihre literarischen Erzeugnisse sind für deutsche Leser künftig viel leichter aufzufinden, als Herder ahnen konnte, und dass sie dabei mitunter durchaus als derjenige »wilde Ort« erscheinen mögen, den Opitz noch beklagte, gereicht ihnen keinesfalls zum Schaden.